

Voigtländische Blätter.

Unter redaktioneller Verantwortlichkeit von Aug. Wieprecht in Plauen
herausgegeben von mehreren Voigtländern.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich vorläufig einmal und zwar Sonnabends für den vierteljährlichen Preis von 7¹/₂ ngr. Aufsätze und Mittheilungen für dieselbe wolle man an Aug. Wieprecht in Plauen adressiren. — Anzeigen aller Art werden aufgenommen und wird der Raum einer gespaltenen Zeile mit 8 S. berechnet.

N^o 10.

Plauen, den 3. Juni

1848.

Inhalt: Der Deutschen Mairied von Jul. Schanz. — Aus Baden. — Voigtländisches: Aus Schleiz. — Aus Elsterberg. — Aus Plauen. — Bemerkung. — Briefkasten.

Der Deutschen Mairied*.

Weise: Aus Feuer ward der Geist geschaffen,

Wohlauf, mit hellem vollem Klange

Zum Feste, wo die Freude thront.

Wohlauf, zum fröhlichen Gesange,

Wem deutsche Lust im Herzen wohnt,

Und preist mit froher Melodei

Der jungen Freiheit schönen Mai.

Ein neuer Lenz ist aufgegangen

Hell über unserm Vaterland.

Wir sehen seine Sonne prangen

In glühendrothem, goldnen Brand;

Die Nacht der Knechtschaft ist vorbei:

Sei uns begrüßt, du schöner Mai.

In allen Seelen tönt es wieder,

Was unsre Brust so tief bewegt,

So weit noch klingen deutsche Lieder,

So weit ein deutsches Herz noch schlägt;

Gebrochen liegt die Tyrannei:

Sei uns begrüßt, du schöner Mai.

Wohlauf, ihr Brüder in der Runde

Und singet laut, wer's ehelich meint?

Wir stehen fest zum ew'gen Bunde

Für's theure Vaterland vereint,

Das Vaterland sei stark und frei:

Sei uns begrüßt, du schöner Mai.

Julius Schanz.

* gesungen auf dem deutschen Mairieste der vereinigten politischen Vereine zu Leipzig.

Aus Baden.

Wir leben in einer eigenthümlichen Zeit. Während Oestreich, das so lang geknechtete, das freiheitsungetönte Oestreich mit einem entschlossenen Muth die errungene Freiheit aufrecht erhält und vorzüglich Wien, die arg verschriene genussüchtige Hauptstadt, mit einer nie vermutheten, imponirenden Energie alle Reaktionsversuche zu Schande macht, hat Baden, das Land, welches eine so langjährige Opposition gegen das Metternichsche System im eignen und ganzen deutschvaterländischen Schoße gemacht, noch immer das Ministerium, das früher gegen die Freiheit Front gemacht, und erfreut sich gegenwärtig des schönsten Fortgangs der Reaktion.

Man darf nun aber keineswegs annehmen, daß etwa das badische Volk diese freiheitsfeindlichen Bestrebungen des Ministeriums mit seinem Schwanze gut heißt, im Gegentheil, es hat schon alle Wege zu Abschüttelungen dieses drückenden Jochs betreten, jedoch nicht mit Glück und Erfolg. In Oestreich ist es etwas Anderes. Das ganze Volk, Arm und Reich, Hoch- und Niedriggebildet hat sich gegen das alte Lug- und Trugsystem erhoben und kämpft wie ein Mann gegen einen Feind, der nicht zu ihm gehört. In Baden aber haben sich die sogenannten Volksfreunde an seine Brust gelegt und schnüren sie, daß sie nicht anders, als einen gnädigst nachgelassenen Athemzug zur hübschen gesetzten Zeit thun kann. Es zeigen sich hier an vielen früher so ganz erschrecklich liberalen Kammerrednern die Vorwürfe der andern Partei gerechtfertigt, daß sie bloß aus Eigennuß und gar nicht um des Volkes willen ein so gewaltiges Geschrei erheben und (ist hin-

zuzusehen) bloß zu einer Zeit von den Volksrechten reden, wo sie glauben können, daß diese nicht durchgesetzt werden oder deren Verwirklichung nur als Wirkung ihrer schönen Worte erscheint. Einen großen Verrath am Volke begehen auch die Eitelkeiten gewisser unter dem frühern Regimente nicht unbeliebter Staatsrechtslehrer, die um jeden Preis ihre in langen Jahren mühsam zusammengedüstelten Systeme der praktischen Welt aufdringen möchten, und urgelehrter Professoren, die dem deutschen Volke nicht vergeben können, daß es nicht in deutscher Höflichkeit bei ihnen angefragt, ob es nach dem dormaligen Stande der politischen und Kulturgeschichte wohl rathlich sei, eine kleine Veränderung im Staatswesen vorzunehmen und sich eine recht hübsch ins Einzelne gehende Instruktion ausgeben hat, wie weit es in diesem und wie weit in jenem Zweige zu gehen habe.

So sehr wie Welcker, der in dem Vorparlamente seine Wuth, daß ihm die Zeit über den Kopf zusammenzuwachsen drohe, selbst nach dem Zeugnisse seiner intimsten gegenwärtigen Freunde nicht unparlamentarischer (er tanzte förmlich auf der Tribüne, schlug mit beiden Fäusten auf dieselbe, fuhr von der einen in die andre Ecke ic.) und unbegründeten Ausfällen auf die Linke hätte an den Tag legen können, so Servinus, der alles bekräftigt und begeistert, was er und seine Freunde nicht gesagt und gerathen haben, und so sich selbst zu einem brauchbaren Werkzeuge der Reaktion stempelt. Vor Allen aber Mathy. Mathy gehörte früher zur äußersten Linken in der badischen Kammer, noch früher aber trat er zu dem Bunde junger Deutschen, die sich in einem Flecken der Schweiz heilig verschworen, **die Republik mit Gewalt in Deutschland einzuführen.** Er rechtfertigte auch das Vertrauen seiner Verschwornen, daß er früher alle freisinnigen Demonstrationen und Anträge unterstützte und bezüglich selbst stellte. Jetzt aber, wo es galt, seinem Schwure (ganz abgesehn von dem moralischen oder unmoralischen Inhalte desselben) treu zu bleiben und ihn durch die That zu besiegeln, überlegte sich der „Republikaner,“ daß es am Ende doch besser sei, ein so und so viel Tausend Gulden betragendes Einkommen in Ruhe und mit klingenden Titeln zu verzehren, als Alles, Gut und Blut für die Sache seines Herzens und Verstandes zu wagen. Er ward unbesoldeter Polizeidiener und verhaftete als solcher den Schriftsteller Fickler von Konstanz, als dieser eben am Bahnhofe nach seiner Heimath abreisen wollte. Er klagte ihn des Aufruhrs und des Landesverraths an, er habe Papiere gesehen, aus denen deutlich hervorgehe, daß Fickler die Franzosen zu Einführung der Republik in

Deutschland herüber geladen habe. Dies geschah am 8. April. Ficklern ward sofort die Untersuchung gemacht und in dieser ergab sich denn, daß die Aufruhrverschuldung in zwei Artikeln der Seeblätter beruhe, welche durchaus etwas Strafbares nicht enthielten, und die Aufforderung an die Franzosen oder gar die französische Regierung (wie gewisse Blätter erdichteten) zu einem bewaffneten Einfall in Baden weiter nichts war, als ein Briefwechsel mit dem demokratischen Verein in Paris, worin Fickler seine Freude über die französische Republik und seine Wünsche für das Zustandekommen einer deutschen ausspricht. Das Hofgericht zu Mannheim sprach ihn am 2. Mai nicht bloß wegen der angeschuldigten Kriminalverbrechen des Aufruhrs und Landesverraths, sondern auch wegen andrer Pressvergehen, die jene beiden Artikel enthalten sollten, **völlig frei.** Und Mathy hatte in den Zeitungen ausposaunt, er habe sich bei dem Präsidenten der zweiten Kammer, Hofrath Mittermaier, überzeugt von dem Vorliegen urkundlicher Beweise, daß Fickler landesverrätherische Verbindungen gepflogen. „Im Interesse der Wahrheit“ mußte jedoch Mittermaier erklären, „daß er Mathy keine urkundlichen Beweise vorgelegt, sondern nur die Ueberzeugung ausgesprochen habe, daß dem Ministerium gewichtige Beweise in Beziehung auf eine derartige Verbindung Ficklers vorliegen;“ die „gewichtigen Beweise des Ministeriums“ waren nun weiter nichts als der Briefwechsel mit dem demokratischen Verein! Mathy hatte also nur von Beweisen gehört, trotz dem aber seine Ueberzeugung von der Existenz fest behauptet; doch einem falschen Denunzianten kommt es darauf nicht an.

Von Ficklers Verhaftung an datiren nun die schönsten Triumphe des stabilen Ministeriums. Eine Fahndung und Verhaftung jagt die andere, bald wird ein Gemeinderath, bald ein Bürger, bald ein Arzt, bald ein Advokat, bald ein deutscher Ausländer für verdächtig gehalten und bloß auf diesen Grund hin seiner Freiheit beraubt. Widersprüche und Erklärungen aus allen Theilen des Landes, daß die zweite Kammer, die Solches dem Ministerium hingehen lasse und dieses nicht stürze, das Vertrauen des Volks nicht mehr besitze, wurden mit einer Vorlage seitens des Ministeriums, daß man zum Schutze der Grenzen gegen Frankreich das 8. deutsche Armeekorps ins Land ziehen müsse, und der Annahme derselben seitens der Kammer beantwortet. Die friedlichen deutschen Arbeiter, die nach ihrer Heimath ziehen wollten, mußten den Vorwand zur Niederhaltung des Volkswillens und der Verhinderung der Ministerialabdanckungen hergeben, obgleich dieselben Blätter, die der Truppenherbeiziehung

das Wort redeten, mit einer bewundernswürdigen Naivetät in einem Athem auch erzählten, wie durchaus unfriegerisch und niedergedrückt diese „Fremden“ im nahen Elfaß sich benähmen. Das Volk schwieg natürlich auch nicht, in häufigen Versammlungen sprach es sich gegen das Gebahren des Ministeriums und vorzüglich den Truppenzug entschieden aus und es hätte auch unbedingt seinen Willen durchgesetzt, wenn Karlsruhe eine größere Stadt wäre. Hätte die badische Residenz eine stärkere Bevölkerung, das energische Auftreten dieser hätte das Ministerium gestürzt, das fremde Militär abgehalten und die Hauptsache — die unglücklichen Bestrebungen Heckers, Struves und Genossen nicht aufkommen lassen. So aber verhielt sich Karlsruhe, wie die meisten kleinern und mittlern Residenzen alle, indifferent und lau, es mußte sich sonach die Provinz der Sache der Freiheit annehmen und die Volksrechte zu schützen suchen. Was aber thun? Eine Volksversammlung in Donaueschingen erklärte sich rathlos und beschloß, Hecker und Struve, so wie Willich aus Köln von Frankfurt herbeizurufen. Sie erschienen und am 12. April besteigt Hecker in einer Versammlung zu Konstanz die Tribüne, zeichnet mit scharfen Zügen die Vergangenheit und malt mit glühenden Farben die Zukunft unter dem Banner der Freiheit, Baden müsse vorangehen, Deutschland werde folgen. Er erklärt sich bereit, Alles zu opfern und verwahrt sich schlüßlich gegen Landesverrath durch Befreiung mit französischer Hilfe, mit eignen Kräften wolle man die Freiheit erringen. Die Republik war proklamirt! Ob Heckern nicht das Bild in den fliegenden Blättern, wenn er es nämlich gesehn: „Entweder — oder“ mit dem Ehrenkmal und der Aufschrift: den Vaterlandserrettern auf der einen und einem Galgen und drei rabenumschwärmten Leichengerippen und darunter eine Tafel: dem Landesverrätther auf der andern Seite, oder doch ein ähnlicher Gedanke vor die Seele getreten, wahrscheinlich ist's bei der Reife seines Entschlusses. Wahrscheinlicher aber noch und zwar die ekelhafteste Wirklichkeit hätte sich ereignet, daß nämlich, wenn Heckern sein Unternehmen gelungen wäre, gerade diejenigen, welche es jetzt so sehr verdammten, in den niedrigsten Erhebungen und Berggötterungen einander überbieten würden.

Genug die Idee der Republikanisirung Badens ward zur That. Struve, Willich, Siegel, Weißhaar und noch mehre andere schaarten sich um Hecker, jeder mit einem gesammelten Trupp. Hecker selbst hatte anfangs nur 52 Mann um sich, als er von Konstanz nach Stockach zog, bald aber wuchs die Mannschaft der Scharfschützen und Sensenträger zu Tausenden an

und wurde durch mehrere Kanonen bedeutend verstärkt. Die Trupps zogen anfangs im Seekreise herum, ohne daß es mit den Soldaten zu einem Gefechte kam, sie benahmen sich stets, wie ihnen selbst die lügnerische deutsche Zeitung nicht abzuleugnen vermochte, anständig und friedlich, verübten gegen Niemanden Gewaltthaten und erhielten von den Strichen, die sie durchzogen, bereitwilligst Unterstützungen aller Art. Endlich aber warfen sie sich nach Freiburg und erhielten von den Bürgern die Versicherung, daß sie von diesen wenigstens kein Hinderniß in den Weg gelegt erhalten sollten. Die Beschießung Freiburgs durch die Nassauer begann am 23. Nachmittag von 4 — 7 Uhr, am 24. früh 5 Uhr ward sie fortgesetzt und erst um 10 Uhr Vormittags gelang es den Soldaten, Freiburg zu nehmen. Die Republikaner vereinigten sich hierauf mit den andern Trupp unter Herwegh, der am 29. mit 500 bei Doffenbach einen Kampf gegen die bei weitem überlegene Truppenmacht wagte, als er aber bei dem ersten Zusammenstoß den wahrscheinlichen Erfolg voraussah, mit seiner mitstreitenden Frau eiligst entflo, worauf ihm die Uebrigen zum größten Theil nachfolgten, zu einem kleinern gefangen wurden. Mit diesem Gefechte endete der Versuch, mit bewaffneter Hand die Republik einzuführen, der 16 Tage lang geführt ward. Besser stand die Sache für diese Schaaren unter Hecker, der am 19. bei Kandern den feindlichen Truppen kräftig Stand hielt und sie zum Weichen zwang. Letztere verloren dabei den General Gagern. Lügenberichte schreiben Heckern den Meuchelmord dieses Mannes zu. Hecker selbst hat sich in einer Erklärung gegen diese Charakterverdächtigung verwahrt; ein ehrlicher Feind kann Heckern, wenn er ihn kennt, dieses Verbrechen nicht zuschreiben. Möge folgende Erklärung eines Mitkämpfenden Heckers dessen Unschuld darthun.

Erklärung.

Ueber die in neuester Zeit in Baden stattgehabte republikanische Schilderhebung jagen sich in bunter Reihe durch alle Blätter Berichte, deren Unwahrheit meist nur durch die Lächerlichkeit derselben überboten wird. Doch mein Zweck ist es nicht, gegen offizielle Uebertreibung, oder gar soldatische Prahlerei aufzutreten, denn die Gaskonaden eines Obersten Hinkeldei u. s. w. können nur das Lächeln eines Augenzeugen erregen, oder ein leichtes Nasenrumpfen bei Männern, die aus der Darstellung des Berichterstatters selbst ersehen müssen, daß derselbe jedenfalls nicht in erster Reihe bei dem Kampfe, den er so cäsarisch beschreibt, theilhaftig gewesen sein könne. Hört aber die Lüge auf lächerlich zu sein, wird sie böshafte, berechnete

Verläumdung eines unglücklichen, ehrenhaften Gegners, dann wird es Pflicht des Mannes, das Stillschweigen der Verachtung zu brechen. Ja, hohe Pflicht wird es, die Wahrheit offenkundig zu machen, um der heiligen, hehren Sache willen, die man ihren Verfechtern zu beschimpfen trachtet; Pflicht wird es, gegenüber den Verläumdeten; Pflicht gegenüber dem gesammten deutschen Volke, dessen gewiß nicht unwürdigste Söhne man mit dem Makel überlegten, feigen Meuchelmords aus schändem, giftigem Partei-Hasse brandmarken will. Ich spreche hier von dem niederträchtigen Vorwurfe, der trotz anfänglicher Widerlegung aus Neue auftaucht, als hätten die republikanischen Wehrmänner vor dem Gefechte ob Kandern den General v. Gagern erschlagen, während er von einer versöhnenden, wohlwollenden Unterredung mit Hecker zu seinen Truppen zurückgekehrt sei. Diese entsetzliche Beschuldigung, von der sogar die Säle der Versammlungen der Abgeordneten in Karlsruhe und Frankfurt wiederhallen, enthält die Karlsruher Zeitung in Gestalt einer Aussage des Reitknechts des v. Gagern, einer Aussage, die jener Elende sogar eidlich zu erhärten sich erbietet. Ich glaube diese lügnerische Angabe durch nichts leichter entkräften zu können, als durch einen gedrängten Bericht des Herganges bis zum Falle des Generals v. Gagern. Für die Richtigkeit meiner Aussage verpfände ich mein Höchstes, meine Ehre, und sollte es, was ich nicht glaube, noch nöthig sein, durch Zeugen den Beweis zu vervollständigen, so würde es mir leicht werden, für jedes meiner Worte Duzende zu finden, die selbst eidlich mir beistimmen müßten. Ja, selbst in den Reihen der Hessen, die ich nur mit Bedauern Feinde heißen kann, würden sich zahlreiche Zeugen für mich finden lassen. Zur Sache:

Nachdem der Regierungskommissar Stephani auf seine Aufforderung zur friedlichen Heimkehr von den unter meinem Kommando stehenden Wehrmännern eine abschlägige Antwort erhalten hatte, zog ich langsamen Schrittes den Nachtrab des republikanischen Heeres aus Kandern zurück, und rettete nur mit Mühe die fast zu spät mit Bespannung versehenen Kanonen und Wagen aus den Händen der uns auf etwa 120 Schritte Zwischenraum nachfolgenden Truppen. Der Anführer Willich war bereits mit dem Vortrabe und Mitteltrab den hinter Kandern liegenden Berg hinaufgezogen und stellte sich am Eingange des ziemlich engen Passes, durch den sich die Straße von Kandern zwischen Wäldern hinzieht, in Schlachtordnung. Während dieser Vorkehrung ließ v. Gagern Friedrich Hecker, den Obman des Landesausschusses, zu einer Unterredung auf die Brücke vor Kandern bitten, welchem Ansuchen die-

ser auch entsprach, und gefolgt von Willich, Mögling und mir, mit unsern Adjutanten, dorthin sich begab. Wenige Schritte von Hecker entfernt, konnte ich jedes Wort verstehen, das v. Gagern in polternder, rauher Weise zu ihm redete. Waffenniederlegung war des Generals erste Forderung und jede Unterhandlung oder Bedenkzeit wurde ausgeschlagen, ja nur mit Mühe erlangte Hecker so lange Frist (10 Minuten), um seine Truppen zu erreichen, denn v. Gagern wollte ihm „auf den Fersen folgen.“ Namentlich bleibt mir unvergesslich, wie v. Gagern mit barschen Worten sprach: „Herr Hecker, Sie sind ein gescheidter Mann, ein braver Mann, aber Sie sind ein Fanatiker.“ Nach dieser unerquicklichen Unterredung vor den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen gingen wir zu unsern Reihen zurück, die sogleich ihre der Artillerie etwas exponirte Stellung räumten, und langsam die Bergstraße hinaufzogen, kaum durch einen Zwischenraum von 100 Schritten von den Hessen getrennt. Auf der Höhe des Passes, Scheidegg genannt, angekommen, war die Nothwendigkeit einer Ausstellung und Gegenwehr, im Falle wir wirklich von den Soldaten ernstlich angegriffen werden sollten, auf das Ueberzeugendste geboten, wenn wir nicht, den Feind auf den Rücken, mit unseren ungeübten Truppen in ungünstigen Terrain dem sichersten Verderben entgegen gehen wollten. Willich nahm daher sogleich eine Stellung, die aber, sei es aus Mißverständnis, sei es aus Uebereilung, eine total fehlerhafte wurde, indem eine dichte Kolonne Sensenmänner in's Centrum gestellt, gerade dem Feuer der vordringenden Truppen preisgegeben war. Nicht minder aber war fehlerhaft, daß die Fähnlein der Musketiere, statt, wenigstens zum größten Theile, als Pänkler in die Flanken des unvorsichtig im Passe vorrückenden Feindes gelegt zu werden, in geschlossenen Gliedern gehalten wurden, und dies theilweise in Stellungen, wo ihr Feuer, ohne Artillerie und Sensenträger zu decken, wegen vorstehender Bäume, selbst gegen die Feinde unwirksam sein mußte. Ich befand mich am rechten Ende des linken Flügels, den ich zu befehligen hatte, fast in der Mitte der Schlachtordnung, gerade dem Punkte gegenüber, wo die Straße auf der Höhe des Passes sich in ein, etwa 100 Schritte im Umfange messendes, freies Plateau mündete. Kaum waren unsere Dispositionen getroffen, als schon die Truppen in dichten Reihen gegen den freien Platz vorzudringen begannen, wo Willich ihrem Offiziere Halt gebot. Eine minutenlange Stille erfolgte, und ein grimmiger Schmerz erwachte in meiner Brust, als ich Deutsche sich gegenüber stehen sah, bereit, wenn keine Verständigung erfolgte, zur gegenseitigen Vernichtung. Meine Person

außer Augen sehend, trat ich vor und rief, bis auf wenige Schritte mich ihren Reihen nährend, den uns gegenüberstehenden Soldaten fast wörtlich folgendes zu: „Schießet nicht auf eure Brüder! Schießet nicht! wir wollen ja das Gleiche, was eure Väter und eure Brüder wollen, ihr würdet noch als Greise euch die grauen Haare verzweifeln ausraufen!“

Bereits begann der rechte Flügel der uns gegenüberstehenden Truppen zu schwanken, und in Bewegung zu gerathen. Unsere Leute verließen unter Rufen der Liebe und Freundschaft ihre Glieder, um den Soldaten die Hände zu schütteln, als plötzlich v. Gagern durch die Truppen sich auf den freien Platz vordrängte, und uns mit rauher, vor Leidenschaft bebender Stimme zurückwies, indem er feuern zu lassen drohte. Sehr Vielen unter den Republikanern tönt es noch deutlich im Ohre, wie der General auf ihren Ruf: „Brüder!“ „„Gesindel seid ihr!““ geantwortet, und Mancher mag es als Gottes-Urtheil angesehen haben, daß des stolzen Mannes letzte Rede in den Worten: „Blut soll fließen!“ bestanden habe. Während v. Gagern sich noch vorne befand, drangen an beiden Flanken der uns gegenüberstehenden Truppen neue vor, (Unteroffizier und Freiwillige) und ein Stabsoffizier, wie es mir schien, in badischer Uniform, ritt gegen unsere kleine Artillerie an, von freiwilligen hessischen Soldaten gefolgt, die mit gefälltem Bajonette der Kanonen sich zu bemächtigen trachteten.

Sobald ich durch das Erscheinen v. Gagerns meine Absicht in Bezug der Truppe scheitern sah, und die Neuankommenden sich schußfertig machten, zog ich mich traurig zurück, um das mir zustehende Kommando des linken Flügels zu übernehmen. Hierin wurde ich aber durch den Anblick der so unglücklich im Centrum aufgestellten Kolonne Sensenträger gehindert. Diese Männer, zum großen Theil biedere Landleute aus dem Hóhgau, der Baar und aus den Grenzbezirken des Schwarzwaldes, die voll Vertrauen den Soldaten sich genähert hatten, eilten, als sie statt des erwarteten Brudergrüßes Mord-Kommando und Rosseln schußbereiter Gewehre vernahmen, bestürzt auf ihre Stellung zurück, die ohnehin schwerfällige Phalanx in einen entgliederten, schwankenden Knäuel verwandelnd.

Voraussehend, daß diese Abtheilung, die ich leider kommandolos fand, schwerlich einer Salve, die in der furchtbaren Nähe von kaum 30 Schritten abgefeuert würde, Stand halten könne, eilte ich auf sie zu, um so schnell als möglich mit gefällten Sensen den Angriff auf die Truppen auszuführen, sobald in ihren Reihen ein Schuß gefallen sein würde. Aber das schnelle Hereinbrechen der Ereignisse und die zu sehr

überhand genommene Verwirrung unter den Sensenträgern, die sich preisgegeben wähten, vereitelte diesen Plan. Nun drängte sich das Zunächstfolgende in den Raum von wenigen Sekunden zusammen. Ich sah den gegen die Geschütze vordringenden badischen Offizier wild mit dem Säbel gegen unsre Artilleristen hauen; hörte wiederholtes Feuerkommando in den uns gegenüberstehenden hessischen Reihen, sah einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede der Soldaten fallen, an deren linker Flanke sich bereits von Gagern mit geschwungenem Säbel zurückzuziehen begann, als in unserm Centrum die Schüsse krachten, die den badischen Offizier, wie dessen Pferd niederwarfen. Hierauf nun brach das Gliederfeuer der Hessen in voller Gewalt gegen uns los und mit ihm vermischten sich die antwortenden Salven unserer Musketiere und Schützen.

Fast gleichzeitig mit dem badischen Offizier, der unser Centrum mit dem Bajonette forcirte, vor dem Fähnlein der Konstanzer Musketiere, an der Seite, und nicht vor der Fronte seiner Leute, fiel General von Gagern, das Schwert in der Hand, nachdem bereits Schüsse gefallen, nachdem bereits auf seinen Befehl Blut vergossen war.

Von Gagern starb nicht gemeuchelt, sondern, während er seine Truppen zum Angriffe trieb, den Tod eines kühnen Soldaten, der vielleicht aus militärischem Vorurtheile seine Gegner zu sehr verachtet hatte. Tief hatte mich v. Gagern durch sein rücksichtsloses, schroffes Betragen erbittert, aber dennoch konnte ich nicht umhin, zu bedauern, daß ein so ausgezeichnete Offizier in solchem Amte durch die Hände seiner Mitbürger fallen mußte. Auf den ferneren Hergang des Gefechtes will ich mich nicht weiter einlassen, nur kurz bemerke ich, daß Truppen, die den erschlagenen Führer in den Händen der Gegner zurück ließen und vor nur 50 — 80 feuernden Republikanern gebückt den Berg hinunter flohen, den ihnen im Militärberichte ertheilten Heldennamen nicht verdienen.

Ebenso, daß der Sieg im Gefechte selbst kein so großer gewesen sein könne, da die Republikaner weder Geschütz, Fahnen noch Wagen verloren. Es begab sich hier, wie schon häufig anderwärts, daß beide Parteien vor einander davon liefen, und Republikaner hier nur durch die etwa vierzig Mann starke Abtheilung Konstanzer Musketiere mit einigen Scharfschützen die Wahlstatt behaupteten, welche sie aber aus Mangel an Unterstützung räumen mußten, als die Regulären mit den Tirailleuren sie zu überflügeln begannen. Zehn bis Fünfzehn abgeschnittene Hessen fielen in die Gewalt der Konstanzer, aber sie wurden von den Blutdürstigen nur genóthigt, eine eroberte Fahne und einige Perkussionsgewehre abzugeben. Ja, auf die Bitten

des gefangenen Offiziers entließen die Republikaner die Truppe und erlaubten ihr, die Leiche v. Gagerns mit sich zu nehmen, indem sie den Soldaten zuriefen, sie möchten dieses traurigen Augenblickes eingedenk bleiben. Kurzum nur die zu weit getriebene Nachsicht, nur der unter den Republikanern herrschende Widerwille, das Blut der gemeinen Soldaten zu vergießen, entriß unsern Händen den vollständigen, und, wenn wir wollten, blutigen Sieg, denn jeder kriegskundige Führer in den feindlichen Reihen wird selbst zugestehen müssen, daß im Falle einer entschiedenen Offensive von unserer Seite, kein Mann in jenem weitgedehnten und von den Truppen so unvorsichtig betretenen Pässe uns hätte entgehen können. Zum Beweise unserer Mordgier mag gelten, daß wir unsere mit Flintenkugeln gestopften Kanonen in einer Distanz von 30 Schritten nicht einmal abfeuerten; mag gelten, daß verboten wurde, auf die fliehenden Soldaten zu schießen; mag gelten, daß die Abgeschnittenen ungefährdet entlassen wurden, deren Offizier ich aber bei seiner Ehre zum Zeugniß auffordere.

Dies war der Verlauf des Gefechtes auf der Scheidegg ob Kandern, geliefert von etwa 1200 halbbewaffneten, schlecht befehligten, fast ungeübten Republikanern gegen mehr als 2200 Mann Kerntruppen, die mit allem, was zum Kriege nöthig, ausgerüstet waren, mit Artillerie, Reiterei und einer Fülle von Munition, die geführt waren von Männern, die den Krieg zum Geschäft ihres Lebens gemacht haben, während ein Drittheil des Volksheeres keine, ein weiterer Drittheil schlechte Feuegewehre hatten, alle aber an Munition fast gänzlichen Mangel litten. Einzig die vollendete Dressur der Truppen führte deren endlichen Erfolg herbei. Dieses mag freilich bedeutend von dem napoleonischen Schlacht- und Siegesberichte des Obristen Hinkeldei abweichen, der übrigens vergaß, unter den Triumphen seiner Truppen auch die Scalpe der ermordeten wehrlosen Verwundeten aufzuzählen; aber nichts desto weniger ist in meiner Darstellung auch nicht ein Wort, das nöthigen Falls nicht durch ehrenhafte Feinde selbst bezeugt werden müßte. Hinkeldei kann nicht als Augenzeuge des Treffens reden, selbst nicht einmal als verlässiger Ohrenzeuge, da er den Schall unserer Geschütze zu Anfang des Gefechtes gehört haben will! Den Schall von Geschützen, die noch niemals abgeseuert wurden. Doch, wie oben gesagt, mein Zweck ist nicht, Gaskonaden und Großthuereien zu widerlegen, einzig und allein will ich hiemit den entsetzlichen Vorwurf des Meuchelmordes von den republikanischen Wehrmännern abwenden, einen Vorwurf, der, ich muß es mit Bedauern sagen, von den fünfzig

Männern in Frankfurt, wie es scheint, mit allzu großer, fast freudiger Eile als begründet angenommen wurde, von jenen Männern, von denen man hätte glauben sollen, daß sie nur zaudernd und nach langer Prüfung auch der Gegenansage einen derartigen Vorwurf auf dem deutschen Namen belassen haben würden. So sehr subjektiv habe ich meinen Bericht gehalten, weil ich meine Ehre zum Pfande der Wahrheit gegeben, weit entfernt meine Persönlichkeit eitel in den Vordergrund drängen zu wollen.

Schließlich muß ich jedoch noch Einiges über jene offenbar gegen Hecker speziell berechnete Aussage des v. Gagern'schen Reitknechts in der Karlsruher Zeitung bemerken. Wie kommt es, daß dieser eideslustige Diener, der doch bei Sinnen gewesen sein und sich nie von seines Herrn Person entfernt haben will, angibt, von Gagern habe ich mit Hecker verhandelt kurz vor seinem Tode? Hat sich der Knecht stets in seines Herrn Nähe gehalten, so fand er Zeit genug, sich Hecker's Aeußeres einzuprägen, während dieser mit dem General auf der Brücke ob Kandern, etwa eine Stunde vor dem Treffen unterhandelte. Wie konnte er nun mich, der ich in Kleidung und Figur bedeutend von Hecker unterschieden bin, da ich doch nur wenige Schritte vor der hessischen Fronte stand und in nächster Nähe neben dem mich bedrohenden General v. Gagern, mit Hecker verwechseln?

Doch genug, jeder Biedermann, der warm für die Ehre des deutschen Volkes fühlt, möge er einer politischen Ansicht huldigen, welcher er wolle, muß sich eben so sehr durch den Vorwurf des Meuchelmordes, mit dem man deutsche Männer zu beslecken sich bemühte, bedrückt gefühlt haben, als es ihm freudige Genugthuung verschaffen muß, eine so schändliche Unthat vom deutschen Namen abgewischt zu sehen.

In der bestimmten Hoffnung, daß jeder Ehrenmann und jede ehrenhafte Redaktion einer Zeitschrift sich aufs Angelegentlichste bemühen wird, diese der Volksehre so dringend nöthige Erklärung zu verbreiten, zeichne ich mich

Emishofen, im Kanton Thurgau, 12. Mai 1848.

Karl Kaiser aus Konstanz.

Dieser Republikanisierungsversuch ist beendet. Deutschland hat ihn sehr zu beklagen gehabt, eines theils ist der Reaktion in ihrem Schimpfen und Wüthen gegen die Republik und die friedlichen Republikaner bei den Halben und Ungebildeten viel Vorschub geleistet, andern Theils sind dadurch Männer dem Reichstag entzogen worden, die nach der allgemeinen Stimme nur Gutes hätten wirken können. Entweder — oder! Du hast uns Viel, Viel geschadet!

Die Reaktion schreitet natürlich in Baden lustig vorwärts. Aus einem Bierkneipenskandal in Mannheim hat man gleiche Versuche zu wittern beliebt, die Stadt in Kriegszustand erklärt und mit vielen Tausend nicht badischen Truppen beschenkt, die auf Ruhe und Ordnung halten sollen und der Stadt täglich 8000 Gulden kosten. Verhaftungen gehören jetzt zur Tagesordnung und jeder, der mit einem „Rebellen“ früher nur gesprochen, wird von der Polizei weggesperrt. Dafür besteht auch noch das Ministerium Bekk und dafür ist der „Republikaner“ Mathy am 29. April zum Staatsrath ernannt worden. Wir hörten selbst, sagt der D. Zuschauer, vor nicht langer Zeit den „Republikaner“ Mathy erzählen: „Sein armer Schwager (Strohmeier) habe in frühern Zeiten erklärt, seine Hand möge ihm verdorren, wenn er jemals dieselbe im Dienste der Monarchie gebrauchen sollte, und kaum habe er die Redaktion des „Tagesherold“ begonnen, so sei seine rechte Hand durch einen Schlaganfall gelähmt worden.“ Sollte diese Thatsache dem „Republikaner“ Mathy keine düsteren Ahnungen vor die Seele führen?

Ein Reskript des Staatsraths, das unter Mitwirkung Mathys entstanden, interpretirt den §. 6 der Presßbeschränkungen vom 28. Dezbr. 1831:

„Für jede im Großherzogthum erscheinende Zeitschrift oder Zeitung ist ein badischer Staatsbürger, der das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat, der Polizeibehörde als verantwortlicher Redaktör zu benennen“

dahin, daß von nun an kein faktischer Redaktör neben dem badischen verantwortlichen genannt werden dürfe. Also ein an und für sich veraltetes Gesetz, das zudem auf bereits verworfenen Bundesbeschlüssen fußt und dazu noch die Interpretation, die nur nach dem todtten Buchstaben, nicht nach dem augensälligen Geist sich richtet. Der Redaktör des Zuschauers, gegen welchen das Reskript vorzüglich gerichtet war, mußte daher einen Schuhmachermeister in Mannheim bewegen, sich als Redaktör nennen zu lassen; er erscheint von jetzt an unter dem Namen des letztern: Jakob Nothweiler.

Bei einer solchen Verwaltungspraxis kann man es daher auch nicht verargen, wenn die Anführer der Freischaaren, die nach dem Thurgau sich geflüchtet haben, sich dem Untersuchungsgericht, das aus Militär- und Zivilbehörde zusammengesetzt ist, nicht unterwerfen.

Erklärung.

In politischem Parteikampfe erkennen die Unterzeichneten dem Sieger durchaus kein Recht zu, über den Besiegten zu richten.

Von diesem Grundsatz ausgehend, erklären wir den Gerichten Badens, welche sich eine Zuständigkeit uns gegen-

über als angeblichen Verbrechern durch „hochverrätherische Umtriebe“ anmaßen, daß wir ihren Vorladungen keine Folge leisten; denn sowohl die ganze Strafrechtsgesetzgebung, als auch die Beschaffenheit und Zusammensetzung der Gerichte unsres Landes macht dieselben zu bloßen abhängigen Dienern der faktischen Gewalt, welche uns überwunden hat. Dazu kommt noch als weiterer und letzter Grund die von den deutschen Gerichten von jeher gegen politische Gefangene ausgeübte unmenschliche Grausamkeit, Parteilichkeit und Ungerechtigkeit während der Untersuchung und beim Strafvollzug, wir erinnern an den Dr. J. G. A. Wirth, Jordan, Weidig, Mutschoni, Siebenpfeifer, Eisenmann, Behr und die Frankfurter Gefangenen.

Nur Schwurgerichte vermögen die wahre Gerechtigkeit zu handhaben, und nur solchen Gerichten können wir unsere Ehre und unsere Zukunft anvertrauen.

Kanton Thurgau im Mai 1848.
E. Stephani. N. Kagenmayer. K. Kaiser.
Fr. Troisdorff. Karl Jagelmann. E. Kuenzer.
Fr. Tiedemann. Ph. Reiter. Franz Baschnagel. J. Benz. J. Banatti, Advokat.

Boigtländisches.

Schleiz, Ende Mai. Wir sind hier in unserm Reußenlande ein ächtes Abbild der deutschen Zerfahrenheit. Ich spreche jetzt nicht von der Regierungszerrissenheit, ich meine die der Volksansichten und zwar hauptsächlich über unsere künftige politische Existenz. Die Zeit hat nun doch endlich so viel errungen, daß sie sogar unsern Selbstüchtlern und Kleingeistern die Einsicht der Unmöglichkeit eines selbstständigen Schleiz, Lobenstein, Ebersdorf u. für die Zukunft beigebracht hat. Man begreift es allmählig, daß ein Staat mit 6 — 7 Quadratmeilen nicht bloß eine Lächerlichkeit, sondern auch ein Verrath an dem deutschen Volk und Vaterland ist; man sieht es ein, daß man höhere Rechte hat, als sein Mark von ausgesetzten Müßiggängern und Abenteurern anderer Stämme in Demuth verzehren zu lassen und höhere Pflichten, als sich unterthänigst zu bedanken für das unermessliche Glück, daß der saure Schweiß so vieler Tausende die große Gnade genießt, von einigen Wenigen des Bergeudens für würdig gehalten zu werden. Doch dabei kann man nicht stehen bleiben, man muß weiter gehen und kommt nun endlich zu dem Schlusse, daß nur die Aufhebung der selbstständigen Weltreiche eine Aenderung in dieser jämmerlichkeit herbeiführen könne. Wie mag man aber vor sich selber erschrocken sein, wenn man diesen hochverrätherischen Gedanken verfolgte, in welcher

fürchterlichen Potenz mag die eigne Sündhaftigkeit einem Menschen erschienen sein, der zum ersten Male dachte und zwar so — so schrecklich dachte! Welche frohe Seufzer mögen dann der Brust sich entrungen haben, wenn man zu der Gewißheit gelangte, daß man eben nur gedacht, daß der Erfindungsgeist der Polizei noch nicht einen Verräther am eignen Ich, einen Selbstverräther im Menschen geschaffen hat, der hinginge und die eine Hälfte des Ich denunzirte und verdächtigte, damit er die andere Hälfte, die Stelle oder richtiger die Einnahme der sündigen ersten bekäme, und daß man nach dem Februar 1848 lebe, wo man im allgemeinen Kummel auch etwas denken dürfe!

Doch nicht überall bei uns ist es so. Zwar hat die Monarchie einen entsetzlichen Einfluß auf eine nicht ganz unbedeutende Zahl unsrer Brüder ausgeübt, zwar hat sie so Viele entfittlicht, daß außer den äußern Kennzeichen, der Form und Gestalt, manchmal auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Menschen übriggeblieben ist. Allein der größere Theil von uns ist gesund und vorzüglich unsere Landbürger und von den Städten diejenigen, die sich fern hielten vom Hofe mit seinen verderbenden Einflüssen, sind noch frisch und kräftig. Bei ihnen finden wir denn auch die Aufgebung der reußischen politischen Selbstständigkeiten am unummundensten als Forderung ausgesprochen. In diesem negativen Wollen stimmen die oberländischen Fürstenthümer — von Gera und Greiz sprechen wir nicht — alle überein. Von dem positiven Ziele aber, d. h. der Frage, was denn nun eigentlich in Zukunft mit den bisher souveränen zwanzig und einigen Quadratmeilen, welche die Staaten „Reuß“ bilden, in politischer Beziehung werden solle, dürfte sich diese Einhelligkeit weniger behaupten lassen. Die bisherige Zerklüftung Deutschlands äußert sich auch in dieser Beziehung. Selbst der oberflächlichste Beobachter wird hier ein Schleiz und ein Lobenstein-Ebersdorf erblicken. Und in letzterem wiederum, welche große Unterschiede der politischen Bildung und damit auch der Meinungs- und Willensrichtung. Ich habe eben im Allgemeinen von der reußischen Städtebevölkerung gesagt, daß sie zum Theil angefault sei. Es wird mir jetzt die unmeßbare Freude, diesen Satz in Bezug auf eine ebersdorfer Stadt zu widerrufen. Diese ist Hirschberg. Hirschbergs Bevölkerung ist eine durch und durch tüchtige, gebildete und für den freiheitlichen Fortschritt strebsame. Mögen auch einige vorhanden sein, die das gerade Gegentheil sind und wollen, so sind es aber immerhin nur wenige, die man mit der Hand greifen kann und welche übrigens die bei weitem überwiegende gute Mehrheit in die ihnen gebührende Stellung, d. h. Un-

schädlichkeit schon längst gewiesen hat. Allerdings ist Hirschberg durch seine materiell bessere Lage vor den übrigen Städten am meisten geeignet, nach seinen Kräften mit beizutragen zur Erringung der äußern und innern Freiheit, auch mag der Unabhängigkeitsinn einen historischen Boden in den von alten böhmischen Königen geschenkten Freiheiten und der Oppositionsgeist gegen die ebersdorfer Heinriche einen guten Grund in dem „allergnädigsten“ Patente vom 27. Februar 1808 haben, das in einer nur Fürsten eignen Güte den Hirschbergern ihre durch so viele Jahrhunderte hindurch gegen alle Schmälerungsversuche reichsun- und mittelbaren Aristokraten geretteten, vom Jahre 1359 unter König Wenzel sich herschreibenden, von Wladislaw 1479 aufs Neue bestätigten, von einem 29. Ebersdorfer in einem besonderen Rezesse von 1721 für immer anerkannten Rechte und Freiheiten raubte, sie „vernichtete und aufhob“, dagegen aber die im Rezesse angeführten „Frohnen und andere Prästationen“ den Usurpatoren vorbehielt. Allein nicht überall finden wir in ähnlich niedergetretenen Städten eine gleiche Lust und Liebe an und zu der Freiheit, wie in Hirschberg und das Lob der ersten unter den reußischen Städten wird daher ein um so parteiloseres und gerechteres, je mehr es aus einer Stadt kommt, die so eitel auf sich ist und doch so wenig Grund dazu hat, wie keine andere. Diese tüchtige Gesinnung ist übrigens nicht der Stadt allein, sondern dem ganzen Bezirk Hirschberg eigen: die Landbürger wetteifern mit den Städten. Ganz entgegengesetzt aber in politischer Bildung und Strebsamkeit ist der größte Theil des übrigen Fürstenthums. Von Ebersdorf mit seinen indifferenten Herrnhutern und seinen Hofbedienten kann natürlich gar nicht die Rede sein; auch von der Stadt Lobenstein ließ sich bis in die neusten Zeiten nicht Viel sagen. Sie hat einen zu großen Hoffschranz in ihren Mauern, ist überdem Sitz der höchsten Landesbehörden und dazu in Hinsicht auf Vermögen in der Allgemeinheit nicht günstig gestellt; doch scheint auch die Neuzeit den alten Bopf vernichten und eine größere Bethheiligung an den Fragen der Gegenwart herbeiführen zu wollen. Auch auf dem Lande wird es rege und obwohl Harra die erste unter den Landgemeinden in der Theilnahme an unserm zukünftigen Geschehe sein möchte, so kommen doch die Bestrebungen dieses zweiten Theils des Fürstenthums dem Hirschberger noch lange nicht nach, sie dürften in ihrer Gesammtheit auch noch einen zu jungen Anfang haben. Mit unserm schleizer Fürstenthum bin ich eher fertig: die Bewegung ist noch neu, aber kräftig. Sie ging zuerst von den Landgemeinden aus und es ist

(Fortsetzung s. Beil. pag. 83)

sehr zweifelhaft, ob ohne das energische Auftreten dieser die Versammlungen zu Bößau und Dettersdorf zu Stande gekommen und somit das große Unrecht und die drückenden Lasten vom ganzen Schleizer Lande beseitigt worden wären. Die kraftvolle Willensäußerung und das beharrliche Streben der Landbewohner haben vielmehr erst die Freiheit in Schleiz begründet und befestigt. Allerdings hat auch die Stadt Tanna zu gleicher Zeit sich lebhaft betheiligte an der Umgestaltung unsrer Verhältnisse, allein ihre Bestrebungen würden zu einer viel schnellern Erlangung der Volkswünsche geführt haben, wenn sie von gleicher Thatkraft, wie die Landgemeinden, beseelt gewesen wäre und vorzüglich eine Volksversammlung vor der Dettersdorfer in ihrem Schoße ausgeschrieben und auf dieser mit den umliegenden Orten sich in ihrem Ziele vereinigt hätte. Eine solche hätte die eignen Halben und Lauen bekehrt und unbedingt der Stadt den moralischen Einfluß auf das schleizer Land verschafft, welchen Hirschberg auf Ebersdorf und das gesammte Reußenland ausübt. Tanna hat durch diese Unterlassung sich das Primat im Fürstenthum und diesem den starken Einigungspunkt, gewissermaßen die Centralgewalt der Volksstimme, verschert. Noch aber ist es Zeit, wenigstens die Hauptkräftigerin der öffentlichen Meinung für uns zu werden, möge sich Tanna diesen schönen Ruhm nicht selbst wieder entziehen! Nun aber komme ich zu dir mein Schleiz! Du hast es reichlich verdient, das Lob, die letzte statt der ersten zu sein im Kampfe gegen verrottete Mißbräuche und verjährte Ungerechtigkeiten. Wer dich kennt, der konnte allerdings nicht mehr von dir verlangen. Du hast jedoch auch angefangen, mitzustreben für Herbeiführung und Stärkung eines würdigern Zustandes, harre aus auf der betretenen Bahn und ziehe vorzüglich aus das Gewand der kriecherischen Unterwürfigkeit und des indifferenten Unterthanensinns, in das du dich bis jetzt gekleidet hattest.

Doch ich entferne mich beinahe zu weit von meinem Ziele. Die eben geschilderte Verschiedenheit der politischen Bildung und Theilnahme hat natürlich auch eine Mannigfaltigkeit und Abweichung bezüglich der Ansichten und Wünsche über und für unser zukünftiges politisches Geschick. Hirschberg voran will entschieden die republikanische Staatsform nicht bloß für die Bundesgewalt, sondern auch für alle deutschen Staaten und will, wenn die konstituierende Versammlung zu Frankfurt jedem einzelnen das Recht, sich selbst die ihm zusagende zu wählen, zugestehet, dem benachbarten Staate sich anschließen, der sich zur Republik umgestalten wird, oder wenn die Reußen dieselbe nicht anneh-

men würden, nach dem gegenwärtigen Vorbilde Frankfurts ic. eine eigne bilden. Doch auch es unterwirft sich natürlich dem Ausspruche der Frankfurter Versammlung und läßt sich über eine Voranschließung oder sonstige Bildung eines Staats mit mehreren andern gar nicht aus. Es scheint dies auch das Richtigste; das Parlament muß erst entscheiden, wie es in Zukunft mit der Staatsform gehalten werden soll, dann erst kann man mit Bestimmtheit eine Ansicht über unser Geschick abgeben. Erklärt es sich für Republik und mit dieser selbstverständlich für die bessere und einfachere geographische Abgrenzung, dann wird es nicht schwer fallen, auch für unser Reußenland die Provinz zu finden, mit der es geschichtlich, klimatisch und in Hinsicht der Bodenbeschaffenheit am meisten zusammenhängt. Erklärt es sich aber für konstitutionelle Monarchie, dann können wir immer noch sehn und uns berathen, was wir thun wollen, ob wir uns an einen benachbarten, schon bestehenden Staat anschließen oder mit den kleinen thüringischen einen gemeinschaftlichen gründen.

In den übrigen Theilen beider Fürstenthümer aber hat man die Zukunftsfrage noch nicht geschlossen, sondern sie der Besprechung offengelassen. Im Lobensteiner geht man größtentheils von jenem höhern politischen Grunde gar nicht aus, man weiß auch nicht recht, was man wünschen soll: gegen das Fortbestehen ist man, um die neuen Möglichkeiten hat man sich noch nicht ordentlich bekümmert. Doch scheint die Idee eines Anschlusses an einen größern benachbarten Staat nicht gerade die meisten Freunde unter der großen Mehrheit zu zählen, ja man hat sogar die Reformfreunde verdächtigt, daß sie, von Sachsen bestochen, das Reußenland an diesen Staat verkaufen wollten und zwar schon zu einer Zeit, wo die Abschaffung der Uebelstände im Innern die Aufmerksamkeit und Thätigkeit Aller in Anspruch nahmen und an die politische Existenz oder Nichtexistenz der reußischen Staaten noch gar nicht gedacht ward. Dagegen könnte man von unserm Lande mit Gewißheit behaupten, daß sich die Ansichten in einem Anschlusse an Sachsen so ziemlich geeinigt haben. Man macht natürlich auch hier Alles von dem Ausspruche des Reichstags abhängig, allein man hat auch für die Zukunft schon etwas Positives, indem man, mag diese oder jene Staatsform durchgehen, auf die bezüglich beste Verwaltung unter den Nachbarn und die gleichen Geschicke mit dem sächsischen Voigtlande so viele Jahrhunderte hindurch den Hauptakzent legt. Jedoch macht sich auch hier der vorzüglich in Lobenstein von der einsichtsvolleren Minderheit genährte Zusammentritt der reußischen und thüringischen Staaten (den sächsischen Herzog- und den schwarzburgischen Fürstenthümern) zu Bildung eines einzigen geltend. Bei einer allgemeinen Einführung der Republik ist dieser ohnehin

unnöthig, da dann auf jeden Fall diese Länder zu dem Kreise „Obersachsen“ geschlagen würden, bei einer theilweisen und rücksichtlich in den ebengenannten deutschen Strichen allerdings leicht ausführbar. Wie aber sollen die Rechte dieser wahrhaft lächerlichen Unmasse von Souveränen unter und gegeneinander, und ihr Verhältniß zum Gesamtstaat und wieder zu den einzelnen Staaten geordnet und festgestellt werden, wenn entweder der Reichstag für die Allgemeinheit oder Ruß und Thüringen im Besondern für die konstitutionelle Monarchie sich entscheiden? Was soll aus den preussischen Enklaven in den Herzogthümern und vorzüglich der Festung Erfurt werden? Wird sich Preußen zum Abtritte derselben so bereitwillig verstehen, wie man denkt? Und doch ist Arrondirung ganz nöthig für den thüringischen Gesamtstaat auch ohne Ruß. Möchte daher von den Volksleitern die Zusammentrittsidee noch nicht begünstigt und empfohlen werden, sondern die Presse erst, wenn man einmal jetzt vor der Reichstagsentscheidung auf die Zukunftsfrage näher eingehen will, die letztere nach allen Seiten hin beleuchten und so jeder Ansicht ihr Recht widerfahren lassen.

Elsterbergs schmerzliche Vergangenheit und höchst bedrängte Gegenwart.

Es ist gegenwärtig eine Zeit, in welcher man gewiß nur Klagen über Mangel, durch Stockung alles Handels und Gewerbes, vernimmt. Obgleich nun diese Klagen wohl in allen Provinzialstädten Sachsens, wovon wir hier nur alleine sprechen, mehr oder minder begründet sein mögen; so dürfte doch vorzüglich Elsterberg das traurige Prädikat des Vorzugs, vor jenen allen, zustehen. Wir erlauben uns — da eine speziellere Erörterung der Raum nicht gestattet, — hier eine Skizzirung im Allgemeinen zu geben, und werden demnach drei unglückliche Hauptperioden in Elsterbergs Geschichte in Erwähnung bringen.

Bekanntlich herrschte im Jahre 1817 in Deutschland eine allgemeine Theuerung. Diese traf natürlich auch Elsterbergs Bewohner hart, und hier wie überall waren Mangel und Noth in reichlichem Maße zu finden. Da aber jene Theuerung vorzüglich durch Mäße entstanden war; so hatte dieß doch auf der einen Seite die für Elsterbergs Dekonomen glückliche Folge, da $\frac{2}{3}$ von deren Feldfluren auf bergigen und steinichten Gegenden gelegen, daß eine durch den vielen Regen gerade ergiebige Ernte hier sich herausstellte und auch so ziemlich gut eingebracht werden konnte. Kaum war aber dieß geschehen, so erfolgte jener erste Brand, welcher die Scheunen mit allen, damals so kostbaren

Vorräthen, verzehrte. Obgleich nun dieser bedeutende Verlust nicht alle Bewohner Elsterbergs mittelbar betrafte; so war doch ein großer Theil derselben dabei betheilig und spürte die Folgen noch lange nachher.

Kaum war dieß etwas überstanden, so ereignete sich der zweite Scheunenbrand im Jahre 1837. Obgleich nun diesmal die Scheunen auch nicht mit allen Winter-vorräthen noch gefüllt waren; so war der Verlust doch wieder bedeutend genug, indem auch zwei Häuser dabei mit eingeäschert wurden.

Den Haupttruin des hiesigen Wohlstandes verursachte nun aber der schreckliche Brand im Jahre 1840, und es läßt sich fast behaupten, daß Elsterberg von diesem Schlage sich nie, nie wieder ganz erholen wird.

Der Neubau Elsterbergs, welches größtentheils in Asche lag, erforderte nämlich bei dem über alle Maßen theuern Baumaterial enorme, ungeheure Summen, welche durch eine gewiß unzweckmäßige und dabei doppelt Schaden bringende Stubenhöhe noch um ein Großes vermehrt wurden — und wobei die eingegangenen, namhaften Unterstüzungen, geringen Entschädigungs- und Versicherungsgelder, nur einem Tropfen vom Deiche glichen. — Vorher nun schon theilweise mit Schulden belastet, wurden diese nun daniederdrückend, vorzüglich, da auch ein durch geringen Erwerb sehr gedrückter Hausmiethsertrag kein ergiebiges Resultat gewährte, und wo die neuen Hausbesitzer mit Schrecken bald fanden, daß sie unter der Last ihrer zu verzinsenden Kapitalien zuverlässig baldigst würden erliegen müssen. — Von Jahr zu Jahr stellte sich nun ein drückenderes Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe heraus, vorzüglich, da nun zu der eignen Zinsausbringung noch die enormen Anlagesteuern für Kirche, Schule und Kommungebäude sich fanden! — Jetzt kam die Theuerung des vorigen Jahres dazu, tiefer und tiefer sank die nun schon so oft und total erschütterte, durch keinen Haltpunkt mehr fixirte Existenz der meisten Bewohner Elsterbergs, und man glaubte da schon, am Rande des Verderbens zu stehen. Doch, das weit Schlimmere war noch zurück, und wie es scheint, für das Jahr 1848 aufbewahrt! —

Wir stehen jetzt in diesem vielleicht schrecklichsten, vielleicht auch noch glücklichsten, segensreichsten aller Jahre! Mächtige Kämpfe der Unterdrückten gegen Unterdrücker haben sich erhoben, und scheinen nicht so schleunig zu enden, als wir wohl wünschten. Dennoch wäre überhaupt eine lange vorbereitete, tiefliegende, alle Theile der Organisation ergreifende Krankheit, durch eine leichte und gemächliche Kur zu heben und das aufgehobene Gleichgewicht, in kurzer Zeit wieder herzustellen?

— — So in organischen, so in Staatskörpern. Dieß sehen wir jetzt in dem, durch gegenseitige Reibungen, Konflikte, Unsicherheiten des Bestehenden, Unsicherheit der Zukunft, erzeugten Kreditverfall und daher erfolgten Gewerbs- und Nahrungslosigkeit — bei dem Schwanken zwischen Sein und Nichtsein; Werden und Nichtwerden. — Eine natürliche Folge der Krisis großer Reformen und Umgestaltungen, die aber leider diejenigen immer am schwersten drückt, die gerade die wenigste, oder gar keine Schuld an dergleichen Ereignissen tragen! — —

Daß nun in diesem allgemeinen Drama unser ewig geplagtes Elsterberg wieder eine der kläglichen Rollen mitzuspielen gezwungen, möchte jedem Leser durch Folgendes klar werden! — Einem Menschen gleich, dem durch wiederholte, tödtliche Krankheitsanfalle endlich die letzten Kräfte schwinden — hat uns nun auch das allgemein lastende Trübsal der Zeit, zu den schon vorhandenen vollständigen, reichlichen und überflüssigen Uebeln, heimgesucht. — Etliche Hundert Stühle der Weberei (unsre Hauptnahrung) stehen in Ruhe. Spärliche nur ein paar Wochen ausreichende Hilsgelder durch theilweise Zuschüsse sind bereits erschöpft, und da auch der Straßenbau nach Greiz zu aufgeschoben, nach Neßschau aufgehoben, erscheint, so stellt sich die schreckliche Aussicht dar, baldigst eine enorme Zahl Familienväter mit den Ihrigen der schrecklichsten Qual des Mangels der nöthigsten Lebensbedürfnisse Preis gegeben zu sehen! — — Hände, die gerne arbeiteten, sind müßig; Mägen, welche Nahrung fordern, sind nicht zu befriedigen. An Mitteln hierzu fehlte es nicht, nur an Geldmitteln! — Wer soll hier helfen? — Wir selbst können es nicht und müssen daher höher hinausblicken! — Man beschneide die Gehalte der höchsten Staatsdiener um ein Sechstheil, die Pensionen alle um ein Drittheil; die Pensionen — — —

Man fange beim Obersten an und höre beim Untersten auf! Das Uebel der Zeit ist allgemein; so sei es auch das Opfer, das diejenigen, welche sich bis jetzt sorglos und sonst — wohl unverdient — mästeten und pflegten, ihren leidenden Brüdern und Schwestern zu bringen haben! — — Die Zeit ist dringend und gebietend, wo Viele nur zwei Lösungsworte noch haben: Brod oder Tod! — — Da ist auch nicht mit kaufmännischer Klug- und Kargheit abzuwiegen, sondern mit Gemeinsinn zu reichen, was möglich ist, und schnell und unverweilt! — Dabei dürfte ferner nöthig sein, nutzlose, der Eitelkeit oder dem Eigensinn frohnende und dabei kostspielige Baue, einzustellen, da der Magen das Erste ist, was Befriedigung erwarten und vernünftigerweise fordern darf! — —

Wir hoffen, daß dieses, freilich nur in den äußern Umrissen gegebene Bild unsers dermaligen Zustandes, auch vor die Blicke derjenigen kommen möge, welchen es obliegt und welche es vermögen, daß in Aussicht stehende bodenlose Elend der großen Mehrzahl unsrer Ortsbewohner durch schnelle — nicht aber durch Hin- und Her- und Hin- und Her-Berichtung verzögerte — Hilfe zu lindern; eine gänzliche Hebung begehren wir gegenwärtig gar nicht! —

N a c h s c h r i f t.

Mehrere Orte Voigtlands haben durch Straßenverkehr längst schon mehrseitige Hilfsquellen der Existenz erhalten, indem Elsterberg, von dem Allen ausgeschlossen, fast im sechsten Welttheil zu liegen schien. Jetzt, da nun endlich eine Straße von hier nach Plauen führt, soll die Verbindungsstraße nach Greiz von ihrer Vollendung absehen! —

Ferner hat Elsterberg nach sichern Angaben gegen 216 Jahre lang, von 1628 an, jährlich 708 fl zu viel Steuern an den Staat bezahlt. Ist es unbillig, in jetziger Bedrängniß eine ratenmäßige Rücksteuer jenes Quantum zu wünschen?? —

Plauen den 1. Juni. Das Leben und die Wirksamkeit der Volksvereine, selbst in kleinern Orten Deutschlands und Sachsens, ließ den Mangel eines solchen in hiesiger Stadt, als die größte Auffälligkeit erscheinen. In allen öffentlichen und Privatgesellschaften sprach sich das Bedürfniß nach einem solchen aus, allein Niemand unterzog sich der öffentlichen Kundgebung in Zeitblättern. Endlich unterredeten sich 12 Bürger hiesiger Stadt, unter jeder Bedingung eine Versammlung auf den 31. Mai zu konvozieren und in solcher die Konstituierung eines Vereines zu beantragen. Solches geschah durch den Voigtländischen Anzeiger, in welchem sie mich zugleich beriefen, den Anfang der Versammlung zu leiten. Der Zweck des Vereines, den jene Männer sich nach deren Herauslassungen stellten, ist die Förderung des Wohles aller Staatsbürger. Diese Zweckerreichung glauben sie nicht anders erlangen zu können, als durch Hebung der Hindernisse des Familienglückes und des Gemeinwohlens, so weit solches durch Staatsgesetze und Kommunverwaltungen und Einrichtungen gestört wird.

In wie weit dabei Regierungsformen, als einwirkende Kräfte zur Sprache kommen werden und einen Hebel abgeben, läßt sich vor der Hand und da der Verein noch nicht vollkommen konstituiert ist, nicht bestimmen. Künftigen Dienstag wird der Verein sich

selbst taufen. Aus dieser Taufe und bei der diesfalligen Diskussion darüber wird sich dessen Tendenz herausstellen.

Ich bin in der gestern im Gasthose zum blauen Engel abgehaltenen Versammlung mit 193 Stimmen zum Präsidenten und Hr. Georg Teuscher mit 72 Stimmen zum Vicepräsidenten gewählt worden. Die relative Stimmenzahl wurde, als Norm, angenommen. 266 Stimmzettel waren ausgegeben worden und ein-

gegangen. Die Zahl der, als Mitglieder, sich gemeldeten Personen beträgt derzeit ungefähr über 300. Die Differenz der Stimmzettel mit dieser Zahl liegt in dem Entfernen mehrerer Personen vor Ausgabe der Stimmzettel.

Künftigen Dienstag soll zum Anfange der Sitzung sogleich ein Ausschuss von 8 Personen, ein Secretär und ein Kassirer gewählt werden.

Haußner.

Briefkasten: Der Artikel aus G. konnte leider wegen der knappen Zeit diesmal nicht berücksichtigt werden, erscheint aber ganz bestimmt in der nächsten Nr. Der Verleger wird gern den betr. Wunsch erfüllen. D. S.

Bemerkung. Eine Rundschau in nächster Nr.

Volk s v e r s a m m l u n g.

Das Bedürfnis nach einer Volksversammlung regt sich gerade jetzt mehr als je. Es haben deshalb patriotischgesinnte Männer beschlossen,

**am dritten Pfingstfeiertage, den 13. Juni,
Vormittags 10 Uhr**

im oder beim Tannenhause bei Schöneck

eine große Volksversammlung

zu halten, in welcher die wichtigsten Fragen der Zeit verhandelt werden sollen, und wozu auch unsere Nachbarn in Böhmen eingeladen worden sind. Alle Freunde des Fortschrittes sind zu reger Theilnahme an dieser Volksversammlung hiermit freundlichst und dringend aufgefordert.

**Schönberg, Adorf, Reufkirchen, Schöneck, Falkenstein, Auerbach,
Trenen am 1. Juni 1848.**

Der Comité.

Aufforderung.

Glaubt der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 7 der voigtländischen Blätter über Elsterberg, daß seine Angaben in Wahrheit bestehen; so möge derselbe seinen Namen in einer der nächstfolgenden Nummern dieser Blätter öffentlich angeben, um den Rechtsweg gegen denselben betreten zu

können; außerdem erkläre ich denselben hiermit öffentlich für einen boshaften Verläumder. Zugleich bemerke ich noch, daß ich es uuter meiner Würde halte, künftig auf alle gegen mich gerichtete anonyme Aufsätze etwas zu erwidern.

Elsterberg, am 29. Mai 1848.

Franz Adolph Steinmüller.

Druck und Verlag von Aug. Wieprecht in Plauen.